

Daheim töten die Leut'

Das Heimat und Heimatliebe derzeit wieder hoch im Kurs stehen ist, nicht weiter verwunderlich: Es ist ein Zeichen dafür, dass die Kosten der hiesigen Lebensweise sich kaum mehr verhehlen lassen. Von Stephan Lessenich.

Heimat ist, wo die Rechnungen ankommen
(Heiner Müller)

Heimat: Ein durch und durch deutscher Begriff. Klar, es gibt die Rede vom „Vaterland“ in allen Nationalgesellschaften der Welt. Und nicht nur in den USA sorgt man sich um wenig mehr als um die „homeland security“, die Sicherung des staatlichen Territoriums und seiner Bewohner*innen vor den allfälligen Gefahren, die außerhalb der eigenen Grenzen lauern. Aber „Heimat“? In den meisten Sprachen gibt es das Wort als solches gar nicht, wird aus Heimat das Heim, das Haus, die eigenen vier Wände. Nicht, dass all diese semantischen Alternativen nicht auch den Geist der Abgrenzung, des Ausschlusses, der Exklusivität atmen würden – die Betonung des Eigenen, das eben mir beziehungsweise uns, nicht aber dem oder den Anderen gehört. „My home is my castle“, eine feste Burg ist unser Haus – „eine gute Wehr und Waffen“, wie Martin Luther es dereinst hochheiligst der Gottesburg zuschrieb. Und als dann nicht nur Luther, sondern irgendwann auch noch Gott tot war oder jedenfalls totgesagt wurde, übernahm die Nation die Burgfunktion, bis heute. Außer bei den Evangelikalen, die haben gleich zwei Burgen. Sicher ist sicher.

So weit, so unschön. Aber „Heimat“? Ist irgendwie so deutsch, dass es auf besonders intensive Weise Unwohlsein erregt. Denn nicht nur überzeugten

Nationalist*innen, völkisch Bewegten oder knallharten Neonazis läuft das Wasser im Mund zusammen, wenn sie davon reden. Auch sich unbescholten wählende Mitbürger*innen halten gern viel auf den vermeintlich unschuldigen Begriff und das Wertvolle, das sich dahinter verbirgt: Herkunft, Landsmannschaft, Dorfgemeinschaft, Ortsverbundenheit, Bodenständigkeit. Und wer gar von Kosmopolitismus redet, von Heimat jedoch nicht schweigen möchte, setzt den Begriff – genialer Schachzug – in den Plural und spricht pseudointellektuell von „Heimaten“: Auf dass aus dem vielstimmigen Heimatgerede der Kitt werde, der die schwarz-grünen Regierungsmehrheiten der Zukunft im Innersten zusammenhält.

Die bauernschlau-pluralistischen Heimatschützer*innen wollen sich, so heißt es dann in offensiver Verteidigungshaltung gern, den Begriff nicht von rechts nehmen lassen – als ob er sich, auf links oder in der Regel ja eher bürgerlich-liberal gedreht, sozialgewebeschonend vom braunen Dreck weißwaschen lasse. Dabei ist klar, dass es in diesem semantischen Spiel nichts zu gewinnen gibt. Denn „Heimat“, sobald man sie im Munde führt, gilt es halt zu verteidigen. Gegenüber den Usurpatoren von der Rechten; und ebenso, da ist der Grat dann äußerst schmal, gegenüber denen, die halt doch irgendwie, auch nach Meinung der aufgeklärten Citoyens mit ihrer „neuen Heimat“, den sozialen Frieden gefährden. Da geraten dann so oder so all jene in den Blick, die sich – die entsprechenden Redeweisen sind Legion – nicht an

die Regeln halten; die ja gar nicht dazugehören wollen; die die Sprache nicht lernen, den Müll nicht trennen und den ganzen Tag in den Shisha-Bars rumlungern.

„Heimat“, das ist, wer auch immer den Begriff zu besetzen versucht, eine Chiffre für das Hiesige, Bewahrenswerte, das potenziell von irgendwo da draußen gefährdet wird: von den Zugereisten, Reingeschmeckten, Rübergemachten. Dabei liegen die Dinge doch genau umgekehrt: Es ist die Welt da draußen, für die von deutschem Boden Gefahr, Zerstörung, nicht selten auch Krieg ausgehen. Es ist die hiesige Form des Lebens, des Wirtschaftens, des Produzierens und Konsumierens, die anderen Menschen das nimmt, was wir – im Selbstbezug – mit Tremolo in der Stimme als Heimat bezeichnen würden. Wie in so vielen gesellschaftlichen Belangen herrscht auch in Sachen Heimatkunde ein doppelter Maßstab, ja eine flagrante Doppelmoral: Was Du nicht willst, das man Deiner Heimat tu, das füg ruhig der Heimat anderer zu.

Ich nenne es Externalisierung: Während die Voraussetzungen für die hiezulande herrschende Form der Reproduktion des gesellschaftlichen Lebens zu einem großen Teil – in Gestalt insbesondere der transnational organisierten Ausbeutung billiger (beziehungsweise billig gemachter) Arbeit und Natur – in anderen Weltregionen erbracht werden, sucht man die Folgen dieser gesellschaftlichen Reproduktionsweise in eben diese Regionen auszulagern, auf dass auswärts gerade nicht so gelebt werden kann, wie es daheim für selbstverständlich gehalten wird. Beispiele für diesen Zusammenhang gibt es wie Sand am Meer – den es freilich in den küstenreichen Ländern dieser Welt zunehmend weniger gibt, weil der unstillbare Ressourcen hunger der Bau-, Mineral- und Frackingindustrie der ‚entwickelten‘ Länder die globalen Vorkommen erschöpft. Und wohin man auch sonst sieht, auf die Kosten der industrialisierten Agrarrohstoffproduktion oder der spätindustriellen Konsumgewohnheiten, der westlich dominierten globalen Wertschöpfungs- oder Sorgearbeitsketten: Das Muster ist immer dasselbe, stets werden in den ärmeren Ländern der Welt Arbeitskräfte und Naturre Ressourcen vernutzt, deren größter Nutzen der kleinen Zahl an Bürger*innen in den reicheren Ländern der Welt zugutekommt.

Oder mehr noch, nennen wir das Kind doch beim Namen: Damit hier so gelebt werden kann, wie es breite Bevölkerungsmehrheiten tun, müssen anderswo Menschen und Umwelt sterben.

Lange Zeit nun meinten die Bürger*innen der reichen, westlichen Industriegesellschaften allerdings nicht nur, dass der Strom aus der Steckdose komme, der Reichtum ihrer Nationen maßgeblich der eigenen Hände Arbeit beziehungsweise der eigenen Köpfe Ideen entspringe. Lange Zeit waren sie zudem der Meinung, dass die destruktiven Folgen ihrer Arbeit und ihrer Ideen einfach anderswo abgeladen und entsorgt werden könnten, ihre Plastikabfälle und ihr Elektroschrott auf den Müllhalden der südlichen Armutsmetropolen, die Rückstände ihres Energieverbrauchs in den Senken der Weltmeere und des Regenwaldes – aus den Augen, aus dem Sinn. Doch diese Zeiten sind vorbei: Die Kosten von Überproduktion und Hyperkonsum, der Herrschaft von Kapitalrendite und Statuskonkurrenz, hatten sich weder verflüchtigt noch waren sie abgegolten. Heute erweist sich das gesamtgesellschaftliche Abschreibungsmodell des demokratischen Industriekapitalismus – ob nun fordistischer oder postfordistischer Prägung – als ein gigantischer Betrug, nicht zuletzt auch als ein großer Selbstbetrug, aus dem nun das jähe Erwachen erfolgt. Und kaum sieht sich die Nation um ihren auch in Zukunft wachsenden Wohlstand auf Kosten Dritter betrogen, da wendet sich der Blick in eine verklärte Vergangenheit, da ertönt der Ruf der nach Wiederherstellung des Gewesenen und Genommenen. Da konstituiert sich die Bürger*innenschaft der Externalisierungsgesellschaft als einig Volk von Entrechteten und Heimatvertriebenen.

„Heimat ist, wo die Rechnungen ankommen“: Wollen die anderen nicht mehr auf den Kosten unserer Lebensweise sitzen bleiben, lassen sich deren negativen Externalitäten nicht mehr länger verheimlichen, dann wird uns unheimlich, dann sehen wir das Heimeelige unserer bisherigen Existenz bedroht. Dann erscheint uns unsere „Heimat“, als das uns angeblich Eigene, von fremden Mächten, vom abstrakten und verallgemeinerten Anderen bedroht. Und wird damit endgültig selbst zur Quelle des Unheimlichen.<

Stephan Lessenich
lehrt Soziologie an
der LMU München.
Zuletzt erschien von
ihm „Grenzen der
Demokratie. Teilhabe
als Verteilungspro-
blem“ bei Reclam